

Über den Autor:

Felix Leibrock hat Germanistik und Theologie studiert. Zwischen diesen beiden Polen bewegen sich sein Leben und seine Interessen. Er hat als Buchhändler gearbeitet und war Pfarrer und Stadtkulturdirektor in Weimar. Unter anderem eröffnet er seit zehn Jahren die Erfurter Herbstlese. Heute ist er Geschäftsführer des Evangelischen Bildungswerks München e.V. und gehört zur Evangelischen Redaktion bei Antenne Bayern.

Felix Leibrock

TODESBLAU

Kriminalroman

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Originalausgabe April 2015
Copyright © 2015 by Knaur Taschenbuch.
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Redaktion: Dr. Heike Fischer
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: Gettyimages / Graig Brown
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51616-4

2 4 5 3 1

Diese Farbe macht für das Auge eine sonderbare,
fast unaussprechliche Wirkung ...
Wir sehen das Blau gern an, nicht weil es auf uns dringt,
sondern weil es uns nach sich zieht.

Johann Wolfgang von Goethe

Prolog

Weimar, Frühjahr 1937

Adolf-Hitler-Platz.

So nannten sie jetzt das Gelände vor dem Großherzoglichen Museum. Gewaltige Erdmassen hatten sie bewegt, ein ganzes Quartier niedergerissen. Die Jakobsvorstadt wirkte nackt. Vom ehemals grünen und anheimelnden Park am Asbach war nichts mehr zu erkennen. Eine Lore mit Schutt rollte quietschend über die Gleise der Baustelle.

Er fröstelte. Die warmen Strahlen der Frühlingssonne drangen nicht in sein Inneres vor. Er schlug den Kragen seines Trenchcoats hoch und eilte weiter.

Nur beiläufig registrierte er den Neubau der Weimarahalle. Überall wehten Fahnen mit dem Hakenkreuz. Ein Trupp von SA-Leuten bog um die Ecke der Hindenburgstraße in die Schwanseestraße ein. Er versteckte sich in einem Hausingang und wartete, bis die Schritte der Braunhemden nicht mehr zu hören waren.

Sein Herz raste. Hoffentlich war jemand zu Hause. Sonst hätte er die gefährliche Reise von Berlin hierher vergebens gemacht. Seine Frau wusste nichts davon. Nichts von der Reise – er hatte sich einen Vorwand für seine Abwesenheit ausgedacht – und nichts von Dora, nichts von dem Pfand. In wenigen Tagen würden sie in die Vereinigten Staaten von Amerika ausreisen. Er riskierte die Gefangennahme. Nur für das Paket!

Endlich erreichte er das Haus in der Cranachstraße. Ein paar hundert Schritte weiter, in der Gutenbergstraße, hatten sie in ihrem Paradies gelebt. Das prächtige Haus mit den schmiedeeisernen Balkonen. Wie oft hatte er hier mit Julia, beide ein Buch in der Hand, in den Rohrstühlen gesessen, während die Kinder unten im Garten spielten! Wie durch einen Schleier hindurch sah er diese Zeit, die so unendlich weit zurückzuliegen schien.

Er spähte durch das Tor und sah Mahlmann, den Cellisten. Schon wollte er ihn rufen, den ihm vertrauten Freund begrüßen, da erkannte er die rote Binde mit dem schwarzen Hakenkreuz im weißen Kreis an seinem Arm. Also hatte auch Mahlmann sich der neuen Bewegung angeschlossen. Jetzt wusste er, warum seine letzten Briefe ohne Antwort geblieben waren.

Er hatte etwas Ähnliches befürchtet. Ob Mahlmann das Paket zerstört hatte? Er hatte es ihm anvertraut, gemeinsam hatten sie es bei seinem letzten Besuch im Keller des Hauses versteckt.

Er zog den Hut tief in die Stirn und wartete hinter einem der mächtigen Kastanienbäume auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Nach einigen Minuten hörte er Schritte, sah Mahlmann stadteinwärts davonstiefeln.

Jetzt, sagte er sich, jetzt muss ich es wagen. Er drückte gegen das Tor von Mahlmanns Hauseinfahrt. Es war verschlossen. Das Gelände des Vorgartens war nicht hoch. Er sah sich um. Niemand war auf der Straße. Mit einem kräftigen Schwung setzte er auf Mahlmanns Grundstück über. Eine Treppe führte vom Garten hinter dem Haus in den Keller. Vorsichtig stieg er die Stufen hinab. Die Tür zum Keller war nicht verschlossen. Er drückte sie auf und schlich zum Ka-

buff in der hintersten Kellerecke. Ein altes Fahrrad, eine verrostete Leiter, ein leerer Radiokasten. Eine Ratte huschte vor ihm davon, als er sich den Weg in einen Winkel des Raums bahnte, der mit Regalböden zugestellt war.

»Hallo, ist da wer?«

Die hohe, fast schrille Frauenstimme ging ihm bis ins Mark. Er kannte die Stimme. Sie gehörte Mahlmanns Frau. Sie durfte ihn unter keinen Umständen hier unten entdecken. Er verharrte in seiner Position. Jetzt nur keinen Laut verursachen.

Die Schritte von Mahlmanns Frau kamen näher, sie öffnete die Tür zum Kellerraum neben dem Kabuff.

»Hol ich wenigstens ein Glas eingemachte Gurken, wenn ich schon mal hier unten bin!«

Mahlmanns Frau brabbelte noch einiges vor sich hin, verschloss endlich wieder den Kellerraum und schleppte sich die steilen Treppen ins Wohnhaus hoch.

Da war es, das mit einfachem grauem Packpapier eingeschlagene Paket! Sein Herz schlug schnell vor Freude. Er klemmte den sperrigen Gegenstand unter den Arm, schlich sich auf dem gleichen Weg, auf dem er gekommen war, aus dem Haus und atmete erst auf, als er den Feldweg entlang des Kirschbaches erreichte.

Nach einer knappen halben Stunde durch goldgelbe Maisfelder gelangte er zur geliebten Kirche. Doch er hatte keine Zeit zum Verweilen. Die vielen Bauarbeiter an der Reichsautobahn zwangen ihn zu einem Umweg. Ihnen wollte er unter keinen Umständen begegnen. Auf diesen Großbaustellen befanden sich auch immer SA-Leute und andere Spitzel des Staates.

Was, wenn sie ihn ansprachen und sehen wollten, was er da

eingepackt unter dem Arm trug? Erst nach einer weiteren Stunde erreichte er Eichenroda.

Der Gutsbesitzer war verreist. Aber sein Verwalter war eingeweiht. Ihm sagte er seinen Namen, das genügte. Der vier-schrötige Mann mit der Bauernmütze ging mit ihm in eines der Nebenzimmer im ersten Stock des Haupthauses. Nur kurz war es ihm möglich, einen Blick auf einige Gegenstände zu werfen. Ein goldfarbener gepolsterter Louis-XV-Sofa, prächtige Kandelaber auf Marmorsockeln, ein mit Intarsien reich verzierter Tabernakel-Sekretär. Am stärksten faszinierten ihn die Bilder. Zwei Tänzerinnen von Degas, Pissarros »Jahrmarkt in Dieppe«, das »Weiße Haus bei Nacht« von van Gogh.

»Hier, das ist ganz wichtig. Ich nehme es nicht mit nach Amerika. Aber es darf niemand anderem in die Hände fallen«, flüsterte er dem Verwalter besorgt zu und drückte ihm das Paket in die Hand.

Der Gutsverwalter verstaute es zwischen anderen Paketen und Kisten, die aufgestellt in einem weiteren, abgelegenen Nebenraum standen, gerade so als warteten sie auf ihren Abtransport.

»Ich kann es nicht mitnehmen, verstehen Sie?« Er sagte die Sätze zusammenhanglos, als müsse er sich vor dem Verwalter rechtfertigen.

»Der Herr Gutsbesitzer wird es sicher verwahren, mein Herr.«

Er hörte die Worte, war aber mit seinen Gedanken bereits woanders. Er dachte an Dora, die der Anlass für diese ganze Aktion war. Hoffentlich glaubte sie ihm! Er dachte an seine Abreise in die Staaten. Er fragte sich, ob er jemals wieder zurückkehren würde. Mit seinem Grübeln war er an dem

Punkt angelangt, wo er schon die letzten Monate immer gewesen war: bei der Zukunft. Heute war seit langem wieder einmal ein Tag, der ihm auch einen Blick zurück und Erinnerungen an eine glückliche Zeit beschert hatte. Doch das war vorbei. Unwiderruflich. Jetzt galt es, das eigene Leben und die wichtigsten Besitztümer zu retten. Nach vorne zu schauen. Ein Prophet müsste man sein! Wie lange der braune Spuk im Deutschen Reich wohl noch anhielt?

Weimar, September 2013

Sie lag vor ihm auf dem aschfarbenen Teppichboden. Die graublauen Augen waren weit aufgerissen, das Gesicht zu einer schrecklichen Grimasse verzogen. Blut pulste aus ihrem Brustkorb und durchtränkte die Schürze. Ihr Mund formte Worte, die aber keinen Klang mehr gewannen. Sie versuchte, mit den Händen zur Brust zu kommen, um die Quelle des Schmerzes zu entfernen. Mit den Füßen trat er auf ihre Arme und fixierte sie seitlich ihres Körpers. Nur nicht dem Gesicht, dem Tod verströmenden Atem zu nahe kommen. Der war vielleicht ansteckend, brächte auch ihm das Verderben. Da war er abergläubisch.

Ein leises Röcheln, dann kippte ihr Kopf zur Seite. Sie war tot. Er ging in die Küche, schnappte sich einen Gefrierbeutel auf der Ablage und trat wieder zu der Toten. Bedächtig zog er das Messer aus ihrer Brust, schmierte es an ihrer Schürze ab und steckte es in den Gefrierbeutel. Die Verrichtungen wirkten routiniert, doch er atmete schnell. Er wartete, bis es dunkel war, nahm das Paket sorgfältig unter den Arm und ließ leise die Wohnungstür hinter sich ins Schloss fallen. Ohne das Licht anzuschalten, ging er die Treppen hinunter ins Freie. Mit seinem alten BMW fuhr er quer durch die Stadt bis zum Bienenmuseum. Der Park lag dunkel und schweigend vor ihm. Über der Ilm waberte Nebel, der sich anschickte, den Park in Besitz zu nehmen. Niemand

begegnete ihm. Er lief den Weg Richtung Schaukelbrücke. Obwohl er kaum die Hand vor Augen sehen konnte, schaute er sich immer wieder um. Er tastete den Kiesweg ab, sammelte Steine auf, gab sie zu dem Messer in den Gefrierbeutel, um ihn zu beschweren. Danach drehte er das obere Ende der Plastiktüte zusammen und schlang es zu einem Knoten. An der Brücke angekommen, hörte er den Fluss leise dahinfließen. Er holte weit aus und warf den Gefrierbeutel in die Richtung, in der er die Flussmitte vermutete. Ein klatschendes Geräusch verriet ihm den Aufprall auf der Wasseroberfläche.

2

Die Herbstsonne war noch von erstaunlicher Kraft. Als ob sie sich um die Jahreszeit nicht scherte, hatte sie den ganzen Tag warm und mild die Gassen der Altstadt durchflutet und dem Glauben so manches Einheimischen neue Nahrung gegeben, Gott selbst habe hier die Erde geküsst, als die Stadt einst entstanden war. Durch die Schillerstraße flanierten Touristen mit großen Kameras unter dem Arm. Paare saßen auf den Bänken vor dem Goethehaus und küssten sich, als ob der Sommer nie enden würde. Doch die Blätterberge unter den Bäumen wuchsen täglich, und ein leichter Wind blies das Laub spiralförmig über den Frauenplan, den Schlossplatz, den Jakobskirchhof. An Tagen wie diesen weckte Weimar viele Sehnsüchte. Die großzügigen Parkanlagen mitten in der Stadt und der gemächlich dahinfließende Verkehr auf altem Kopfsteinpflaster suggerierten den Einklang von Natur und Zivilisation. Das aus den Fenstern der Musikhochschule dringende Klanggemisch von Übenden deutete den Reichtum kulturellen Schaffens der letzten Jahrhunderte an, und die vielen Joggerinnen demonstrierten den Optimismus, der Kampf um eine gute Figur könne gewonnen werden.

»Ich sollte auch mal wieder Sport machen«, murmelte Sascha Woltmann, während er am Schlossturm nach seiner Verabredung Ausschau hielt. Er strich sich über den Bauch,

den er um das dreißigste Lebensjahr herum angesetzt hatte. Damals waren seine Kinder Ronny und Laura auf die Welt gekommen. Doch die hatte seine Frau Yvonne und nicht er ausgetragen. Folglich lag die Ursache für seinen Bauchansatz woanders, wahrscheinlich an zu wenig Bewegung. Gerade begannen sich seine Pläne zu mehr sportlicher Betätigung zu konkretisieren, da stapfte Mandy Hoppe den Burgplatz hoch. Sie trug das braune, von einigen dunkelblonden Strähnen durchzogene Haar schulterlang und kam mit wippendem Schritt, die Handtasche leicht schwenkend, auf ihn zu. Sie war nur dezent geschminkt und zählte zu den Frauen um die vierzig, die eine nicht vergehende natürliche Schönheit ausstrahlten. Als sie vor ihm stand, umarmten sie sich etwas unbeholfen. Die einstige Vertrautheit zwischen ihnen war noch nicht ganz wiederhergestellt.

Sie richteten sich auf der Freiterrasse des Cafés Residenz gemütlich ein, das von allen Weimarer Bürgern nur das »Resi« genannt wurde. Den Rücken an die Gebäudewand gedrückt, saßen sie auf einer Bank, bestellten einen Thüringer Riesling und einen Antipasti-Teller. Die letzten Strahlen der sich langsam verabschiedenden Sonne erwärmten ihre Gesichter. »Ich habe meinen Augen nicht getraut, als ich dich auf dem Flur der Polizeiinspektion sah«, lachte Mandy mit ihrer dunklen Stimme.

»Ging mir auch so, obwohl ...« Woltmann überlegte kurz. »Irgendjemand hat mir mal erzählt, dass du bei der Kripo bist. Bin ja immer mal wieder in Weimar bei den Eltern gewesen.«

Sie stießen auf das überraschende Wiedersehen an. Woltmann musterte Mandy in Augenblicken, in denen sie es nicht bemerkte, weil sie auf ihre leicht nervös spielenden

Finger schaute. Ihre ausgeprägten Lippen, die schmale Nase, er erkannte in ihr immer mehr die Mitschülerin von damals.

»Hier, habe ich zu Hause schnell rausgekratmt.« Mandy schob Woltmann einen Umschlag mit Fotos zu.

Woltmann blätterte durch die Aufnahmen.

»Wahnsinn, unser Ausflug damals!« Er erinnerte sich noch gut an jene Fahrt mit dem Traktor, der dem Vater eines Mitschülers gehörte. Fast die ganze Klasse war mit dabei gewesen und hatte im Anhänger gesessen, auf dem sonst Runkelrüben transportiert wurden.

»Dass uns damals nichts passiert ist, wundert mich noch heute«, kommentierte er gedankenverloren. Mandy nickte stumm.

»War schon eine tolle Gemeinschaft, unsere Klasse!« Woltmann sah zu Mandy hin. Aber auch jetzt sagte sie kein Wort. Nach einer Weile meinte sie beiläufig: »Sascha, warum bist du eigentlich nach 89 in den Westen gegangen?«

Sie hatten gemeinsam im Oktober 1989 an den großen Weimarer Dienstademonstrationen für den politischen Wandel teilgenommen und 1992 Abitur gemacht. Mandy war danach in Thüringen geblieben, hatte sich bei der Polizei für das Studium zum gehobenen Dienst beworben.

»Ich wollte die große Freiheit genießen, die sich uns damals bot«, versuchte Woltmann seine Beweggründe zu erklären.

»Und? Gefunden?« In Mandys Stimme lag etwas Schnippisches. Woltmann überlegte kurz, wollte ihr aber nichts vorflunkern.

»Erst habe ich für eine Firma aus dem Sauerland im Außendienst gearbeitet. Die haben mir gesagt, ich könnte so viel verdienen wie ein Sparkassendirektor. Sehr niedriges Grund-

gehalt, aber mit den zusätzlichen Provisionen ginge so richtig was ab.«

»Und? Ging was ab? Was hast du denn verkauft?«

»Zimmerspringbrunnen.«

Mandy konnte ein Glucksen nicht unterdrücken.

»Ja, das war ziemlich abgefahren. Bin da von Tür zu Tür der Plattenbauten in Hellersdorf und Marzahn gezogen. Ich hab den Leuten eingeredet: Wenn ihr euch einen Zimmerspringbrunnen kauft, dann seid ihr in der Freiheit angekommen. Die Düse, aus der das Wasser sprudelte, war eine Nachbildung der Freiheitsstatue in New York!«

Woltmann erzählte von der Konkurrenz, die solche Haustürgeschäfte mit sich brachten: Staubsaugervertreter, Zeugen Jehovas, freiberufliche Kosmetikberaterinnen. Mit seinen Zimmerspringbrunnen fand er kaum Einlass und noch seltener Abnehmer. Nach einem halben Jahr schmiss er den Job hin.

»Dann habe ich es mit Gebrauchtwagen versucht, Mandy. Der reinste Wahnsinn, kann ich nur sagen. In dieser Branche herrschen mafiaähnliche Strukturen. Einmal standen sogar zwei Russen mit Berettas in meinem Container, in dem ich meine Geschäfte abgewickelt habe. Die beiden forderten das ganze Bargeld und absolutes Schweigen. Sonst müssten sie mir leider ein paar Kugeln in den Kopf jagen. Sie wollten mich in Zukunft regelmäßig besuchen.«

Mandy strich sich eine Haarsträhne, die ihr ins Gesicht gefallen war, hinter das rechte Ohr und musterte Woltmann ausgiebig. Jetzt wusste sie wieder, warum Sascha als Schüler so viele Mädchenherzen angerührt hatte. Es war der leichte Silberblick, der durch die zwei unterschiedlichen Blautöne seiner Augen noch in seiner Wirkung verstärkt wurde.

»Aber du bist doch zur Polizei damit gegangen, Alter?«
Alter, so hatte sie ihn schon früher als Abiturienten genannt. Woltmann spürte, wie die alte Vertrautheit wieder zurückkehrte. Zudem war er abgelenkt, gefangen von der unscheinbaren Geste Mandys, diesem Wegstreichen des Haars. Für einen kurzen Augenblick überlegte er, ob auch er, wie so viele seiner Mitschüler, in seiner Jugendzeit in Mandy verliebt gewesen war.

»Hallo?« Mandy weckte ihn aus seinem Tagtraum.

»Wie Polizei? Ähm, nee. Bin ich nicht hingegangen, ich hatte ehrlich gesagt Angst!«

Mandy schüttelte den Kopf. Sie zündete sich eine Zigarette an und blies den Rauch stoßweise in Wölkchen nach oben.

»Weißt du, was wir von der Kripo Leuten wie dir normalerweise sagen?«

Woltmann wusste es. Zur Polizei gehen, nach so einem Vorfall unbedingt zur Polizei gehen, und zwar so schnell wie möglich. Er scheiterte mit seinem Versuch, Mandy sein Verhalten gegenüber den Russen zu erklären. Geistesabwesend klappte er den Fotoumschlag zu und gab ihn Mandy zurück.

»Immerhin war das für mich so etwas wie ein Fingerzeig. Ich habe mir gesagt: Geh zur Polizei, weil so etwas wahrscheinlich jeden Tag tausendfach passiert. Da kannst du andere warnen. Ist doch gut, wenn man selbst mal ein Betroffener von Erpressung und Gewalt war, oder?«

»Komische Auslegung.« Mandy bestellte ein weiteres Glas Riesling und lenkte das Gespräch wieder auf die gemeinsame Schulzeit. Sie gingen die Lehrerinnen und Lehrer durch. Sie wussten, dass einige von ihnen nach 1989 den Job gewechselt hatten. Eine ganze Reihe von Russischlehrerinnen

hatte sogar noch andere Fächer nachstudiert, um ihre Stelle zu behalten. Danach riefen sie sich ihre Mitschüler in Erinnerung. Viele waren in den Westen gegangen, hatten dort besser bezahlte Stellen gefunden und Familien gegründet. Andere waren zurückgekommen, weil sie enttäuscht waren oder in der Nähe ihrer Eltern sein wollten. Wenigstens den Babysitter sparten sie auf diese Weise ein.

Es war fast zweiundzwanzig Uhr, als sie sich voneinander verabschiedeten.

Mandy lief zur Kegelbrücke, wo sie ihr Auto geparkt hatte. Woltmann schlang sich seinen Kaschmirschal mit Schottenkaro um den Hals und ging zu Fuß zu der Wohnung in der Belvederer Allee, in der er seit einigen Wochen mit seiner Familie lebte. Im Park an der Ilm zirpten nur noch wenige Grillen.

3

Am darauffolgenden Tag war der Himmel über Weimar schwarz von Saatkrähen. In großen, dynamischen Kurven nahmen sie im Pulk Kurs auf die kahler werdenden Baumwipfel in den Parks, um sich von ihrem langen Flug auszuruhen. Sie kamen jedes Jahr im Herbst aus dem Baltikum. Deutschland war für sie, was Mallorca für Rentnerhepaare aus der Bundesrepublik ist. Ein vergleichsweise mildes Winterquartier.

»Aufwachen, he, hallo, aufwachen!«

Sascha Woltmann tätschelte dem Betrunkenen, der auf den Stufen vor dem Nationaltheater lag, die vom rauhen Leben im Freien tief gefurchten Wangen.

»Was ist los?«, lallte der Angesprochene den Polizisten benommen an und zog sich noch tiefer in den löchrigen Schlafsack zurück. Jetzt, da die Nächte länger und kälter wurden, fuhr die Streifenpolizei häufiger die einschlägig bekannten Plätze ab, um die Obdachlosen dort einzusammeln und in eine Unterkunft zu bringen.

Woltmanns Handy schrillte. Er fing sich einen genervten Blick seiner Kollegin Daniela Klein ein. Schon mehrmals hatte sie sich über seinen Klingelton von Pink Floyd beschwert. Sie fand die Botschaft »We don't need no education« albern. Nun beugte sie sich über den Schlafsack und redete auf den verfilzten Haarschopf ein, der als Einziges

noch aus dem Wärmekragen hervorragte. Woltmann telefonierte währenddessen mit der Einsatzzentrale.

»Wir müssen los, Dani«, beschied er ihr gleich darauf.

»Wir können den Mann doch nicht einfach so liegen lassen!«, protestierte die Kollegin, aber Woltmann eilte schon in Richtung Streifenwagen.

»Zwei Kollegen sind bereits auf dem Weg hierher«, beruhigte Woltmann sie. Sie fuhren in Richtung Weimar-West. In der Plattenbausiedlung hatte eine alte Frau ihren Pfarrer um einen Hausbesuch gebeten, ihm aber nicht geöffnet, als er kam. Die Nachbarn wussten keine Erklärung dafür. Noch am Vortag hatten sie ihre Mitbewohnerin von ihrem wöchentlichen Einkauf zurückkehren sehen. Ansonsten verließ sie kaum das Haus. Immer wieder hatten sie bei ihr geklingelt und angerufen, jedoch ohne Erfolg. Schließlich verständigten sie die Polizei.

Bei solchen Einsätzen war Sascha Woltmann hellhörig wie ein Luchs auf der Jagd. Jeder Notruf, der eventuell kriminalistische Ermittlungen nach sich ziehen könnte, faszinierte ihn. Er parkte den Streifenwagen in der Feuerwehrezufahrt, nachdem alle anderen Stellplätze auf der Straße bereits belegt waren. Die Plattenbauten sind damals nicht für so viele Autobesitzer ausgelegt worden, dachte er. Drei ältere Damen erwarteten sie schon vor dem Hauseingang in der Moskauer Straße. Kaum dass sie dort angekommen waren, sprachen diese aufgeregt auf Woltmann ein und bestätigten ihm, was er bereits von der Einsatzzentrale erfahren hatte.

»Da muss was passiert sein, Herr Kriminalkommissar!«

Woltmanns Mund verzog sich bei dieser Anrede für einen Augenblick zu einem schiefen Lächeln. Zugleich staunte er, wie genau die Gepflogenheiten der alten Dame, einer Frau

Käthe Klemm, wie er nun erfuhr, den Nachbarinnen bekannt waren, obwohl diese angeblich so kontaktscheu war. Daniela Klein war leicht gekränkt, weil die drei Frauen sie völlig ignorierten. Sie schaltete sich dazwischen, fragte, ob Käthe Klemm nicht einfach nur verweist sein könnte.

»Aber dann hätte sie doch nicht den Herrn Pfarrer zu sich bestellt«, entgegnete die Wortführerin der drei Damen. »Der hat uns gefragt, ob wir wüssten, wo sie sei. Und glauben Sie mir, die ist nie verweist. Die hatte niemanden, den sie besuchen konnte. Die war ganz allein.« Ihre Stimme klang etwas pikiert. Als ob sie nicht schon alles ganz genau durchdacht hätte. Einfach so die Polizei zu rufen! Das würden sie und die anderen Nachbarinnen nicht tun, wenn es dafür keinen triftigen Grund gab. Niemals!

Woltmann trat etwas zur Seite und rief den für Weimar-West zuständigen Pfarrer an. Der hatte Käthe Klemm zuvor schon einmal besucht und bestätigte die Einschätzung der Nachbarinnen. Die seelsorgerische Schweigepflicht verbot ihm jedoch, Auskunft darüber zu geben, warum ihn Frau Klemm um einen weiteren Besuch gebeten hatte.

»Gesundheitlich hatte sie Probleme, so viel kann ich Ihnen sagen.«

Die beiden Streifenpolizisten verständigten sich kurz mit dem Leiter der Weimarer Polizeiinspektion und riefen dann den Hausmeister herbei, der die Tür von Käthe Klemms Wohnung öffnete.

Wie eine Gekreuzigte lag sie auf dem Boden des Wohnzimmers, die Arme weit vom Körper gestreckt. Die Kittelschürze, die sie über ihr feines kastanienbraunes Kostüm gestreift hatte, war im Brustbereich blutdurchtränkt. Auf dem Wohnzimmertisch standen zwei unbenutzte Gedecke

eines Kaffeeservice. In der Küche ragte ein Blech aus dem offen stehenden Backofen. Darauf ein halbfertiger Rüblikuchen, der auf seine Glasur wartete, die in einem Topf auf dem Herd stand.

Keine Frage, die alte Dame hatte Besuch erwartet. Hatte sie den Kuchen für den Pfarrer gebacken? Oder für jemand anderen? War sie doch nicht ohne jeden sozialen Kontakt, wie die Nachbarinnen meinten? Gestorben war sie jedenfalls, das war Woltmann und Klein auf den ersten Blick klar, keines natürlichen Todes.

Woltmann ging zurück zum Einsatzwagen und rief die Kripo an. Er erwischte Mandy Hoppe und freute sich über die vertraute Stimme. Gleich heute Morgen zu Dienstbeginn hatte er den Stellenplan der Weimarer Polizei im Intranet aufgerufen und gesehen, dass sie Kriminalhauptkommissarin war, also ziemlich weit oben in der Weimarer Kripohierarchie angesiedelt. Doch ganz anders als gestern im »Resi«, legte sie nun einen ausgesprochen sachlichen Ton an den Tag.

»Sichern Sie den Tatort. Wir kommen gleich.«

Hatte sie seine Stimme vielleicht nicht erkannt? Oder warum sonst siezte sie ihn jetzt? Woltmann war irritiert und fand keine Erklärung für ihr Verhalten.

»Bleib du bitte hier und bewach den Tatort bis zum Eintreffen der Spurensicherung, Dani.«

Woltmann zog sein Smartphone heraus und fotografierte dutzendfach die Leiche, Wohn- und Schlafzimmer, das Bad. Vor der Wohnungstür bat er die neugierig ausharrenden drei Nachbarinnen mit energischer Stimme, in ihre Woh-

nungen zu gehen und dort zu warten. Die Uniform verschaffte ihm zwar Autorität, aber auch das persönliche Auftreten war wichtig. Er klingelte an einigen anderen Wohnungstüren und befragte die Hausbewohner zu Käthe Klemm, zu fremden Leuten im Treppenhaus, zu außergewöhnlichen Ereignissen in den letzten Tagen.

Nach zwanzig Minuten traf Volker Remde, der Erste Kriminalhauptkommissar und Leiter der Weimarer Kripo, zusammen mit Mandy Hoppe am Tatort ein. Kurz danach folgten ihnen ein Bus der Spurensicherung und weitere Spezialkräfte des Landeskriminalamts Erfurt. Remde schaute in die beiden Zimmer der kleinen Wohnung, beugte sich über die Leiche, ging nochmals ins Schlafzimmer. Dann unterhielt er sich mit den Leuten der Spurensicherung, die die Räume in ihren weißen Tyvek-Anzügen emsig auf Fingerabdrücke und DNA-Spuren absuchten. Hoppe hatte zwischenzeitlich mit der Staatsanwaltschaft telefoniert, ein Rechtsmediziner namens Dr. Pfeiffer traf wenig später aus Jena ein. Die Totenflecken ließen sich teilweise noch gut mit dem Finger wegdrücken, der Mediziner schätzte den Todeszeitpunkt auf den späten Nachmittag des Vortags. Todesursache war ein einziger tiefer Stich in die Brust, genau im Herzbereich. Die Tatwaffe fehlte. Nach Einschätzung des Pathologen musste es jedoch ein langes und relativ breites Messer gewesen sein.

»Ich schätze mal, das war ein Kuchenmesser. Im Backofen steht ein unvollendeter Kuchen!«, rief Remde mit lauter Stimme. »Er ist fertig, nur die Glasur fehlt noch. Mit Kuchen kenne ich mich aus. Bei mir zu Hause backe ich selbst.«

»Stimmt«, sagte Mandy schnell, um einen Exkurs Remdes über seine Backerfahrungen abzuwenden, »nach dem Über-

gießen der Glasur hätte Frau Klemm den Kuchen anschneiden können.«

Mandy arbeitete seit zwei Jahren an Remdes Seite. Sie kannte seine Vorliebe für ausschweifende Erzählungen, in denen immer nur eine Person mit ihren Fähigkeiten im Mittelpunkt stand: er selbst. Seiner Ernennung zum Kripochef waren heftige interne Kontroversen im Polizeiapparat vorausgegangen. Remdes Kontrahenten spielten seinerzeit immer wieder auf seine Vergangenheit an, ohne dann aber mit ihren Vorwürfen konkret zu werden. Denn seine Drohungen, mit Verleumdungsklagen darauf zu reagieren, waren ernst gemeint. Er hatte seine alten Seilschaften, deren er sich bedienen konnte. Seine Zeugen würden aussagen, was er wünschte. Nachdem er schließlich an die Spitze der Weimarer Kripo gerückt war, bevorzugte er die, die zu ihm gestanden hatten, und strafte die gnadenlos ab, die gegen ihn gewesen waren.

Mandy war eine Ausnahme. Sie hatte sich aus den internen Machtkämpfen herausgehalten und allen Versuchen der Vereinnahmung durch eine der beiden Parteien widersetzt. So konnte Remde ihr Verhalten als Bekenntnis für sich werten, auch wenn genauso gut das Gegenteil möglich war. Da er sie aber zudem als eine gute Kriminalbeamtin mit großen fachlichen Fähigkeiten schätzen gelernt hatte, wählte er die erste Variante: Mandy war im Machtkampf um die Position des Kripochefs auf seiner Seite gewesen. Sie wurde seine engste Mitarbeiterin, Schluss, aus, basta!

Jetzt wandte er sich direkt an Woltmann, fragte ihn nach den ersten Gesprächsergebnissen im Haus.

»Zwei Rumäninnen sind den Bewohnern besonders aufgefallen. Sie haben, wie es aussieht, an allen Haustüren im

Block geklingelt und um Spenden gebettelt. Für einen Rettungshubschrauber in ihrer Heimat!«

Remde schüttelte den Kopf und presste ein ungläubiges Pfeifgeräusch zwischen den Zähnen hervor.

»Die Rumäninnen waren freundlich«, fuhr Woltmann geschäftsmäßig fort. »Aber nur am Anfang. Sobald ihnen jemand hartnäckig eine Spende verweigerte, wurden sie aggressiv und beschimpften die Leute als geizig und herzlos.«

Von den Befragten hatte niemand etwas gespendet. Der Kontakt mit den Rumäninnen fand meist nur an der Haustür statt. Keiner wollte sie hereinlassen, aus Angst, von der einen bestohlen zu werden, während die andere sich scheinbar freundlich mit einem unterhielt. Nur Käthe Klemm hatte die beiden Frauen in ihre Wohnung hineingebeten, wie eine Nachbarin sich zu erinnern glaubte. Zufällig, wie sie immer wieder betonte, hätte sie gerade durch den Türspion geschaut und die beiden Frauen in der Wohnung von Käthe Klemm verschwinden sehen. Das sei so gegen vierzehn Uhr gewesen. Sie habe da gerade ihre Küche aufgeräumt und sich wie jeden Tag um diese Zeit für eine Stunde aufs Ohr legen wollen. Deswegen erinnere sie sich so genau an die Uhrzeit.

Kommentarlos nahm Remde die Informationen entgegen. Woltmann berichtete noch von seinem Gespräch mit dem für Weimar-West zuständigen Pfarrer und dessen geplanten Besuch bei Käthe Klemm.

Der Geistliche habe nicht sehr überrascht geklungen, als er von ihrem Tod erfuhr, und über gesundheitliche Probleme der alten Frau berichtet. Einen Suizid aus Verzweiflung über eine schwere Krankheit schloss der Rechtsmediziner

allerdings kategorisch aus. Dagegen sprachen der Stichkanal und Eintrittswinkel des Messers bei der ersten Inaugenscheinnahme und letztlich auch das Fehlen der Tatwaffe.

»Bekommen die Pfarrer bei ihren Hausbesuchen nicht auch häufig Kuchen angeboten?«, warf Hoppe ein. »Was, wenn die Frau den Kuchen für ihn gebacken hat und dabei unterbrochen wurde?«

Sie bat Sascha Woltmann und Daniela Klein nach Rücksprache mit Remde darum, den Pfarrer persönlich zu besuchen. Sie sollten ihn fragen, ob er Käthe Klemm nicht vielleicht schon am Tattag aufgesucht und es dann am darauffolgenden nochmals bei ihr versucht hatte, nachdem sie ihm nicht öffnete. Und ihn außerdem dazu bewegen, ihnen doch noch mehr über Käthe Klemm zu erzählen.

Nach drei Stunden am Tatort löste sich die Runde der Ermittler auf. Der Hausmeister schloss die Wohnungstür ab, danach wurde sie vom Kriminaltechnischen Dauerdienst versiegelt. Das Siegel sollte den unbefugten Zutritt zur Wohnung verhindern.